

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 28 — Sonntag, den 7. Juli 1935

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

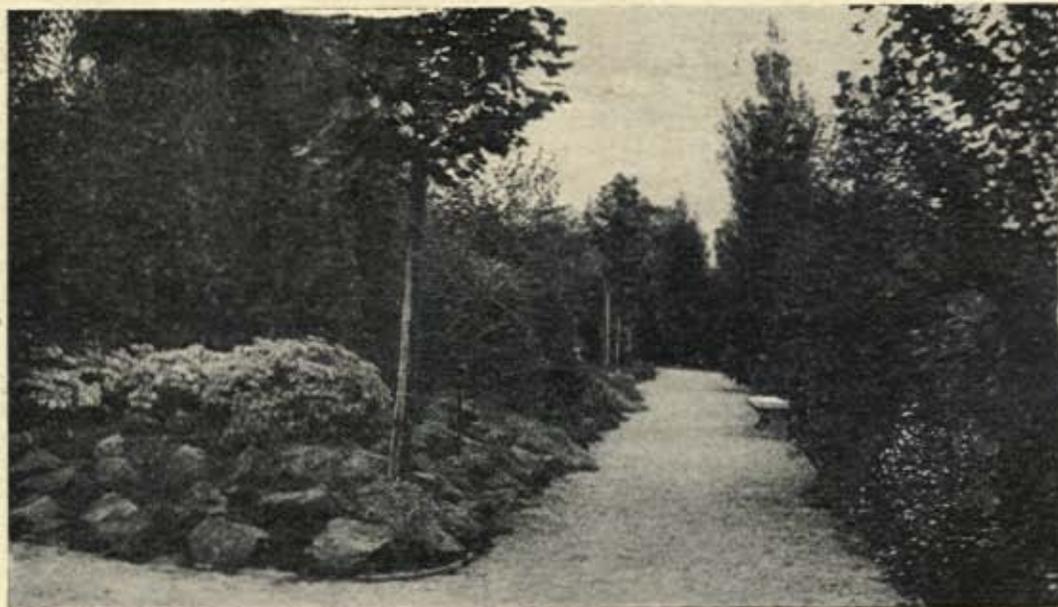
Karl May's Heldengestalten ziehen im Geisterzug über die Wipfel seines Ehrenhaines

Ein Besuch unseres Schriftleiters Siegfried Seidel in Radebeul und ein Karl-May-Erlebnis des Ingenieurs Urban im Burgenland.

Wenn wir in diesen wandersüchtigen Sommertagen unsere engere und weitere Heimat durchstreifen, begegnen wir Bildern, die in unserer Erinnerung besonders eindruckstief haften bleiben, weil wir sie ganz in unsere Seele aufgenommen haben und weil sie uns selbst ein Stück Erleben geworden sind. So ging es mir mit dem Besuch des Karl-May-Museums und des May-Ehrenhaines in Radebeul bei Dresden. Es ist hier nicht Raum genug, eine Schilderung zu geben von dem einzigartigen und wertvollen Museum, von der Villa Shatterhand zc. Beim Anblick unserer Abbildungen aus dem Karl-May-Hain mögen unsere Leser aber etwas von der tiefen Romantik verspüren, die hier jeden andächtigen Besucher befüllt. Schritt für Schritt begegnete ich den Gestalten Karl Mays, die meine eigene Jugend so sehr beglückt haben und dankbar bin ich dem Leiter des Karl-May-Verlages, Dr. E. Schmidt, der zugleich Schöpfer dieser wundervollen Anlagen geworden ist, daß er dem Schriftsteller der deutschen Jugend hier ein Denkmal von bleibendem Wert geschaffen hat. Lassen wir ihn selbst zu uns sprechen, wie er es in dem uns vorliegenden 476 Seiten starken Karl-May-Jahrbuch 1933 tut, welches als der 16. Band im Karl-May-Verlag von dem Universitäts-Prof. Dr. K. Guenther und Dr. E. Schmidt erschienen ist. — Die Anlage, so schreibt Dr. E. Schmidt, gliedert sich in drei Stufen, die nach Süden abfallen. Im Mittelpunkt steht der Findling, der den Namen Karl Mays trägt, aufgereckt wie eine Schwurhand, zeugend von dem Lebenswerk des Dichters, das ein Werk der Menschenliebe und eine Mahnung zum Edelmenschtum, ein Hinweis nach oben sein wollte. Unterhalb des Blocks entspringt eine kleine Quelle, die ihr Wasser in fünf Armen in ein tiefer gelegenes Becken schickt. So führt die Erzählerkunst Karl Mays den Leser durch fünf Erdteile, um zuletzt in ein Ziel zu münden. Die unterste Geländestufe sammelt dieses Wasser in einem kleinen See, in Herzform angelegt, eingebettet in Steingrotten. Das Becken gemahnt an Karl Mays Dichtertraum vom sterbenden Winnetou, der sein Ende nahen fühlt und im



Im Karl-May-Hain: Blick zur Villa Shatterhand.



Anblick des dunklen Bergwassers bei Hellsdorf-Settlement zu Old Shatterhand spricht: „Dieser See ist wie mein Herz.“ So ist das Streben Karl Mays in diesem Hain verjünnbildlicht. Auf sein Leben aber, das mit siebzig Jahren zu Ende ging, weisen siebzig Platanen hin, die die stattliche Anlage nebst zahlreichem anderen Baum-, Busch- und Blumen-schmuck im Biered umrahmen.

So wie es hier Blatt für Blatt zu lesen ist, empfindet es wohl jeder Besucher, der diesen geweihten Boden betritt, hat doch Karl May hier in der Villa Shatterhand seine Werke geschrieben und dabei streifte sein

Romantischer Weg im Karl-May-Hain.

Blick über die damals noch grüne Fläche, aus der jetzt Dr. E. Schmidt den Gedächtnishain erstehen ließ. „So lang der Wind die Wipfel dieser Bäume füllt und diese Quelle aus der Erde quillt, lebst Du, noch sicherer als in Erz und Stein, im Herz der Jugend — Deinem Ehrenhain!“ So mußte ich mit Hayno Focken wohl bekennen, als ich mit meinem eigenen Jungen diese Wirkungsstätte Karl Mays, als ich dem Dichter meiner eigenen Jugend in seinem Gedächtnishain einen Besuch abstatten durfte. Nun aber soll Zeugnis abgelegt werden, daß dem auch so ist, daß Karl May der Jugend nicht nur ein Plauderer und Schriftsteller alltäglicher Art gewesen ist, daß er uns viel, viel mehr war, nämlich ein rechter Vater des Mutes, ein Erzieher zur Tapferkeit und deutscher Mannestugend. Deshalb verbinden wir mit unseren Zeilen heute den Abdruck einer Begebenheit, die uns der Ingenieur Urban in dem Jahrbuch 1933 schlicht und eindringlich zu geben weiß. Ein beredtes Zeugnis geben wir so: Karl May lebt fort in seinen Werten, er lebt in seinem Geist, auch wenn er als Mensch längst schon von dieser Erde gegangen ist.

Die Pferdediebe.

Es war im Sommer des Jahres 1902, als ich im heutigen Burgenland am Fuß des Leithagebirges auf Ferien weilte. Als dieser Bergrücken noch die Grenze zwischen Ungarn und Oesterreich bildete, war er der Schauplatz von so manchem romantischen Schmugglerabenteuer, wie sie die Bewohner des Grenzortes noch heute erzählen, ganz ähnlich den „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“ Karl Mays. Das kalkreiche Leithagebirge ist viel reizvoller, als mancher vermutet; eine seltene Pflanzen- und mannigfaltige und reiche Tierwelt beleben die Gegend, so daß Naturwissenschaftler und Jäger dort reichlich auf ihre Kosten kommen. Viele Hirsche, Wildschweine und große Raubvögel bevölkern den waldigen Höhenzug, während am angrenzenden, 60 Km. langen Neusiedler See unzählige Scharen von Wildgänsen, Enten, Trappen, Reiher und alle Gattungen von Sumpfvögeln nisten. Im Süden und Südwesten des Sees finden wir als Vorläufer der Puszta eine weite Ebene mit kurzem, ziemlich trockenem Graswuchs.

Dort habe ich, obwohl ich in späteren Jahren zur heißesten Zeit auch Italien besuchte, die drückendste schwüle Hitze erlebt. Dies war die Gegend, die mich, der ich damals am Gipfel meiner May-Begeisterung stand, bewog, die Abenteuer der Phantasie in die Tat umzuwandeln. Ich fand volles Verständnis in meinem damals zwanzigjährigen Freund Dedön, dem Sohn eines Gutswalters in Müllendorf, einem Ort, der in einem muldenförmigen Sattel des Leithaberges liegt und durch den auch die Bahn nach Dedenburg (Sopron) führt.

Ich wurde Dedöns Lehrmeister in den Westmannstugenden, während er besonders durch seine ungewöhnliche Körperkraft meine Bewunderung erregte. Das Gut lag nordöstlich vom Ort und hatte einen großen Viehbestand; auch Pferde waren genügend vorhanden, so daß wir uns im Reiten täglich üben konnten; ein fünfjähriger Fuchs wurde vom Sohn des Verwalters

als Reitpferd verwendet, außerdem war ein dreizehnjähriger Brauner, ein ehemaliges Kavalleriepferd, vorhanden, dem ich meine Zuneigung schenkte. Wir übten mit und ohne Sattel, hoben Gegenstände im Galopp auf und lehrten die Tiere, auf Befehl sich zu legen und das Schnauben einzustellen, sobald wir die Hand auf die Rüstern taten, ja, wir schliefen nachts, eng an



Begegnung mit einem Navajo.

den Körper der Pferde geschmiegt, im Freien. Ich lernte die Pferde kennen und begriff Karl May vollkommen, wenn er diese mir seither so lieben Tiere so verständnisvoll beschreibt und ihre edlen Eigenschaften hervorhebt. Selbstverständlich wurden Laffos aus 15 Meter langen Seilen angeschafft, und wir übten so lange auf Rinder und Reiter, bis wir eine erstaunenswerte Geschicklichkeit gewannen. Mit der Schußfertigkeit haperte es, offen gestanden, und wir mußten leider einsehen, daß zum Schießen nach Westmannsart — Aufnehmen, Zielen und schon Losdrücken — mehr als der Wille gehört. Natürlich wurde auch das Anschleichen nach Westmannsart täglich geübt, und wir erlangten auch darin eine ziemliche Fertigkeit. Draußen an der Grenze der Puszta lag ein einsames, ver-

rufenes Gasthaus, worin sich Sonntags Berg- und Steinbrucharbeiter bei Zigeunermusik die Zeit verkürzten. Wir waren, durch die Czardasklänge angelockt, auch dorthin gelangt und sahen bei einem Glas Bier dem Treiben zu; in einer Ecke des Kellerraums saß ein älterer Zigeuner und musterte unruhig alle Eintretenden. Da erschien in der Tür ein dickleibiger Mann von



Buffalo Frank.

verschmitztem Aussehen, blickte suchend umher und gab dann durch Augenzwinkern dem Zigeuner ein Zeichen. Ich machte meinen Freund Dedön darauf aufmerksam — und wirklich erhob sich bald der Zigeuner und folgte langsam dem Vieken auf die Straße. Wir als „Westmann“ war es sofort klar, daß hier eine Schurkerei im Gang sein müsse. Wir beschloßen daher, ihr auf die Spur zu kommen und sie zu verhindern. Wir bezahlten unser Bier, eilten den Weiden nach und sahen, daß sie den Weg gegen einen aufgelassenen Bergwerksstollen einschlugen, der nahe an einem mit Schilf bewachsenen Sumpf lag. Zuerst folgten wir ihnen aufrecht, dann aber am Boden kriechend. Dedön mußte unbedingt voraus, da ich annahm, daß

die Beiden ungarisch sprachen, was nur er verstand. Zu unserm Erstaunen sahen wir, daß beim Stolleneingang bereits ein junger Zigeuner saß, der die beiden, als sie dort ankamen, freudig begrüßte. Sie setzten sich zusammen vor den Stolleneingang und ließen sich, wie wir bemerkten, in eine erregte Aussprache ein.

Ich besprach mit Dedön die Kampfplage. Der Zugang zum Stollen führte über eine abfallende Rampe, die rechter Hand in eine steile Böschung überging, linker Hand, sanfter steigend, zu einem schilfigen Sumpf führte. Etwa zwei Meter oberhalb des Stollens lief die grasige Ebene aus. Diese Stelle bot die einzige Möglichkeit, sich unbemerkt anzuschleichen. Ich verbarg mich schleunigst im Schilf und schickte Dedön an seinen Lauscherposten, wohin er rasch gelangte, weil ich eine Schar von Wildenten

auffcheuchte, die einerseits einen Mordslärm verursachten, anderseits die ganze Aufmerksamkeit der drei Gegner auf sich lenkten. Nach kurzer Zeit huschte der jüngere Zigeuner davon, dem der andre noch, wie mir Dedön später sagte, nachrief: „Nachsehen, ob er gut schläft!“ Bald entfernten sich die beiden andern und nahmen den Weg zum Bahnhof. Gleich darauf erschien Dedön und teilte mir mit, was er erlauscht hatte: Auf einem dem Grajen Esterhazy gehörigen Gute nächst Sopron, etwa 18 Km. von hier entfernt, sollten heute nacht vier Pferde gestohlen und um ¼4 Uhr früh auf einer hinter Sopron gelegenen Straßenkreuzung dem dickleibigen Mann, den wir im Gasthaus gesehen hatten und der sich als Pferdehändler entpuppt hatte, übergeben werden. Alle drei Halunken wollten mit dem nächsten Zug abfahren. Abenteuerlustig beschloßen wir, dieses Verbrechen auf eigene Faust zu verhindern. Aber es tat Eile not. Der Gutshof Dedöns lag eine gute Gehstunde von hier entfernt. Wir entliehen uns von einem bekannten Bahnbediensteten ein Fahrrad. Dedön im Sattel, ich rückwärts auf der Achse des Hinterrades stehend, langten wir nach 25 Minuten am Hofe an. Die Pferde wurden gefattelt, Lasso, Riemen und Fangmesser wurden mitgenommen, und fort ging's im Galopp zuerst die Straße entlang. Wir überquerten das Bahngleis, dann den Bullasluß; ein Gendarm begegnete uns und rief uns an — wir aber hörten nicht auf ihn. Ich empfahl, nun die Straße zu verlassen. Dann ritten wir im gestreckten Galopp über die kurzgrasige, manchmal etwas sumpfige Ebene dahin. Eine eigentümliche Stille herrschte hier, nur das eintönige Summen der Telegraphenleitungen und das Schnaufen der Tiere unterbrach sie. So ritten wir eine halbe Stunde im Galopp; manchmal befürchtete ich, daß Dedön, der voraustritt, die Richtung verliere, doch bemerkte ich bald rechter Hand ein Licht, das von der Bahn herrührte, und kurz darauf sah ich auch vor uns Lichter. Dedön erklärte, dort läge der Gutshof Esterhazy.

Wir schwenkten nun nach Norden und gelangten an einen kleinen Bach, den wir durchritten. Vor uns lagen die Umzäunung und eine Erdhütte; wir waren am Ziel. Ich suchte sofort einen passenden Ort für unsere Pferde und fand bald eine Mulde mit einigen Weiden, die sich vorzüglich zum Lagern für unsere Tiere eignete. Wir banden sie an die Weiden und befohlen ihnen, sich zu legen. Nun schlichen wir beide an die knapp an dem Pferdestand befindliche Wächterhütte heran. Es fiel uns auf, daß kein Hund anflag. Die Hütte war halb in die Erde eingegraben und mit Schilfstroh gedeckt. Im Innern hörten wir sofort ein kräftiges Schnarchen und fanden den Czikos (Hirt) bewußtlos am Boden liegend; seinem Mund entströmte ein nicht zu verkennender Schnapsgeruch. Es war klar, daß er stark betrunken war. Vom Hund war nichts zu sehen und zu hören. Wir verteilten nun die Rollen: Dedön sollte sich an der nördlichen Ecke der Umzäunung verbergen, ich wählte meinen Lauerplatz zwischen Pferdestand und Bahnstation im Bachbett, da ich annahm, daß die Diebe von der Bahn kommen mußten; für den Fall, daß Hilfe nötig war, vereinbarten wir das Krächzen des Raben.

Ich lag kaum acht Minuten im Bachbett, als ich eiligen Schrittes einen Mann auf mich zukommen sah, der, wie ich bemerkte, Halfter und Zaumzeug mit sich führte. Er lauschte einige Zeit und legte sich dann gemütlich kaum zwanzig Schritte von mir entfernt an der Bachböschung nieder. Eben wollte ich ihn umgehen, um ihm in den Rücken zu kommen, als ich Dedön hinter ihm in gebückter Stellung und alsdann am Boden kriechend nahen sah. Auch ich kroch näher, um im geeigneten Augenblick die Aufmerksamkeit des Gegners auf mich zu lenken, damit ihn Dedön geräuschlos überraschen könne. Fünf Schritte vor dem Mann erhob ich mich plötzlich und fragte ihn, ob er hier krebren wolle. Er hatte sich noch zu keiner Antwort ermannt, als ihm Dedön beide Hände um den Hals legte und ihn zu Boden warf. Während er den Ueberrumpelten festhielt, fesselte ich ihn an Händen und Füßen und gab ihm einen Grasknebel, den ich mit dem Taschentuch festband. Es war der junge Zigeuner, der zuerst vom Stollen weggegangen war.

Schon wollte sich Dedön entfernen, als aus der Richtung des Pferdestandes ein Unkenruf ertönte. Wir merkten sofort, daß es eine Nachahmung war, und ich gab die gleiche Antwort. Dann erhob sich plötzlich ein Mann aus dem Gras, und wir erkannten den zweiten Zigeuner, der sich längs der Umzäunung gegen das Zauntürchen schlich. Dedön schlug rasch einen Bogen, Bachbett und Mulde benutzend, und kam an die Norddecke des Zaunes, grad als der Zigeuner zwei Pferde herauszog. Ich wollte Dedön nicht allein lassen und schlich, den Hut des jungen Zigeuners aufsehend, ihm entgegen. Als ich an der Umzäunung anlangte, sah der Zigeuner in die Richtung nach dem Bachbett und rief mich an, da er mich für seinen Kumpan hielt; aber da stand auch schon Dedön hinter ihm, schlug ihm die Hände um den Hals und riß ihn zu Boden. In großen Sprüngen eilte ich auf beide zu. Es bedurfte einiger Faustschläge Dedöns, bis es uns gelang, auch diesen Mann zu fesseln.

Wir besahen uns nun die Pferde und staunten, welch prächtige Hengste, einen Rappen und einen Goldfuchs, der Pferde-dieb gewählt hatte. Vor allem brachte ich die Tiere wieder in die Umzäunung. Dann mußte der Zigeuner uns zur Hütte folgen, wo wir ihn neben Janos, dem Wächter, niederwarfen und die Tür abschlossen.

Jetzt galt es, auch den jungen Zigeuner vom Bach herzuholen. Als wir dort anlangten, suchten wir ihn vergebens, fanden aber bald unsere Riemen und das Taschentuch; das Zaumzeug war weg. An den scharfen Kanten sahen wir, daß die Fesseln nicht zerrissen, sondern zerschnitten waren, woraus wir schlossen, daß ein Dritter im Spiel war. Wir kehrten nun zur Czikoshütte zurück, wo unser Gefangener über die Flucht des einen Zigeuners sichtlich erfreut war. Der Wächter Janos lag noch immer besinnungslos am Boden, jedoch war der feste Schlaf einer nervösen Unruhe gewichen. Als alle Aufrüttlungsversuche vergeblich waren, schlug ich eine Kaltwasserdusche vor. Der Kochtopf wurde mit Bachwasser gefüllt und dem guten Janos über den Kopf geschüttet. Mit staunenswerter Behendigkeit sprang er auf, rief sofort nach dem Hund und war bald im Bild. Als er den Zigeuner erblickte, ergriff er den Kochtopf und schlug ihm diesen auf den Kopf, so daß der Verletzte unter den Schmerzen die Fesseln zu sprengen drohte. Wir taten weiteren Angriffen des Czikos tatkräftig Einhalt und verbanden den blutenden Zigeuner, der uns daraufhin erzählte, daß er seine Familie bis vor kurzer Zeit in einem Dorf am Plattensee redlich als Schmied ernährt habe, bis er wegen einer Feuersbrunst, wobei man ihn als Brandstifter verdächtigte, vertrieben und brotlos wurde und sodann dem Pferdehändler in die Arme lief.

Auf sein Versprechen hin, sich niemals wieder hier sehen zu lassen und ein ehrlicher Mann zu werden, entfesselten wir ihn und ließen ihn straslos laufen. Der gute Janos war froh, daß die Sache nicht in die Öffentlichkeit kam und die Pferde gerettet waren. Der Hund wurde in einem Gebüsch vergiftet aufgefunden. Janos erzählte, daß ihn abend vorher ein feiner Herr über die Pferde und die Verwaltung ausfragte und ihm zum Dank eine Literflasche Arrak verehrte und Fleisch für den Hund gab. Er beschwor, sich niemals mehr Arrak schenken zu lassen, und eilte auf den Gutshof, einen neuen Wachhund zu holen. Wir begaben uns zu unseren Pferden, die noch geduldig in der Mulde lagen, und ritten den Weg bei Sternenglanz zurück, stolz darauf, ganz nach Old Shatterhands Vorbild gehandelt zu haben. Nach keiner bestandenen Prüfung und keinem anderen Ereignis war ich fröhlicheren Mutes als damals, wo ich ein Manjches Abenteuer selbst erlebte.

* * *

Findling, du truziger Fels im Hain,
präg es dem fragenden Wanderer ein:
Karl May hat hier verweilend erdacht,
was unzähligen Lesern Freude gebracht!

Vorstehender Spruch ist dem Schlußvers eines anlässlich der Karl-May-Hain-Weihe in Radebeul vorgetragenen Vortrags entnommen.

Aus der Geschichte einer erzgebirgischen Sippe

Vom Erzgebirge heißt es, daß alle deutschen Stämme bei der Besiedlung des Urwaldblandes beteiligt waren. So siedelten als Bauernstämme im 11. Jahrhundert Franken, und zwar ostfränkische Stämme aus dem oberen und mittleren Raingebiet, im 12. und 13. Jahrhundert hessisch-thüringische Stämme unter den eifrigen und zielbewußten weltlichen und geistlichen Kolonistoren. Nach 1500 ist die Bergbaubesiedlung des Erzgebirges, die vornehmlich Harzer Bergleute ins Erzgebirge führte. Und als letztes schließt sich die Industrialisierung an. Es besteht die Annahme, daß viele Deubner aus Franken — wo sie als Bauern und Handwerker ansässig waren — über den Thüringer Wald ins Erzgebirge gewandert sind. Noch heute leben zahlreiche Deubner in Franken und in Thüringen. Hier im Erzgebirge nun können wir die Spuren der Deubner-Sippe z. B. bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts zurückverfolgen. So wird in Annaberg 1505 ein Ratsherr Johann Teubner gemeldet, 1520 der „alte Teubner“ als Besitzer eines Eisenhammers in Raschau. Das Deubnersche Geschlecht hat sich hier weit ausgebreitet: wir finden es in Oberwiesenthal, Annaberg, Buchholz, Thum, Raschau, Rittersgrün, Böhla, Schneeberg, Scheibenberg, Eibenstein, Löbnitz, Sofa, Schlema, Bischofswerda usw., aber auch auf den jenseitigen, den böhmischen Hängen: in Kupferberg, Frühbus, Kockenzehn, Joachimsthal usw. Bis nach Prag hinunter führte es manchen Deubner in Ausübung seines Berufes. Um 1600 greift die große Geschichte schicksalwendend und richtunggebend in die kleine Geschichte so vieler deutscher Familien im böhmischen Erzgebirge und in Böhmen überhaupt ein: mehr als 30 000 gewerbfleißige Familien und 200 Adelsgeschlechter ergriffen damals um ihres protestantischen Glaubens willen den Wanderstab, ließen lieber Heimat, Hab und Gut, ehe daß sie ihrem Glauben abschworen. Es war die Zeit, da in katholischen Ländern, und so auch in Böhmen, der Haß auf-

loderte gegen die Anhänger Luthers. Am schlimmsten

war es um 1620, nach der Schlacht am weißen Berge bei Prag, nach der eine Massensucht aus Böhmen einsetzte. Nach Sachsen, in die Schweiz und in die Niederlande wandten sich die Flüchtlinge, die auf der großen Wanderstraße zwischen Fichtelberg und Keilberg hindurch das Gebirge überschritten. Erwähnt sei hier unter den Leipziger Messbesuchern von 1766 ein Kauf- und Handelsherr Teubner aus Brabant. Vielleicht ist's ein Nachfahre eines einst nach den Niederlanden aus dem böhmischen Erzgebirge ausgewanderten Teubners. Die meisten Flüchtlinge allerdings ließen sich gleich in den sächsischen Grenzorten nieder, wohl wegen der Beschwerlichkeit der Wanderung, dann auch wegen der Ähnlichkeit der Lebens- und Berufsbedingungen und schließlich auch, weil sie vielfach Verwandte hier hatten. Es gibt daher ganze Ortschaften im Erzgebirge, die von solchen Exulanten, wie man sie nannte, gegründet worden sind, z. B. Johannsgeorgenstadt. Eine Urahne direkter Linie von Fritz Deubner, Wolf Deubner vom Kupferberg, kam damals mit dem Zug der Exulanten herüber nach Oberwiesenthal, wo er sich ansiedelte. Wer bei der Sippenforschung selbst alte Akten studieren will, dem empfehle ich als Hilfsmittel „Veseschlüssel zu unserer alten Schrift“ von Brun aus Verlag Starke, Görlitz. Die Berufe der Deubner waren die damals häufigsten im Erzgebirge: Bergleute, Köhler, Hammerschmiede, Hammerherren, Corduanmacher, einige auch Schulmeister, Pfarrer und Leutnant. Corduanmacher ist Betreiber von Corduan, das ist Lugsleder aus Ziegen- oder Schafsfellen, so genannt nach dem zuerst von den Mauren im spanischen Cordoba hergestellten feinen Ziegenleder. Bei der Sippenforschung stößt man oft auf so alte, jetzt nicht mehr gängige Berufsbezeichnungen, wie z. B. Stagauner (Apotheker), Nachtkönig (Abtrittreiniger), Enke (Ackernecht), Stülpner (Verfertiger von Sturmhauben), Fundenhirt (Waisenvater), Lizenbruder (Transportvermittler). Das Büchlein „Alte deutsche Berufsamen und ihre Bedeutung“ aus Verl. Starke, Görlitz, tut hier beste Dienste. — In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts wanderten einige der Fritz Deubnerschen Vorfahren von den Höhen des Erzgebirges



Das Deubnersche Familienwappen.



Das Deubner-Haus in Chemnitz, Langestraße 7 (heut 14).

hinab nach Chemnitz, wo sie wohlhabende, angesehene Bürgerleute wurden. Um 1800 besaßen sie, durch mehrere Generationen hindurch, ein Gut auf dem Hüttenberge in Chemnitz. Der Teil des Berges, auf dem es stand, erhielt den Namen „Deubners Berg“, und der Weg, der zum Gute führte, erhielt — auch amtlich — die Bezeichnung „Deubners Weg“, die er heute noch trägt. (Siehe Bild!) Diesem Gutsbesitzer Deubner gehörte noch ein Haus in Chemnitz, Langestraße 7 (jetzt 14), das sich wiederum durch mehrere Geschlechter hindurch im Besitze der Deubner erhielt. (Siehe Bild!) Wenn es auch nach 1900 umgebaut wurde, der alte große Torweg, an den vor über hundert Jahren der Finger der großen Geschichte pochte, sieht heute noch: Napoleon war 1812 auf seinem Zuge nach Rußland in eigener Person in diesem Deubner-Hause, der wunderschönen Frau Reichel zuliebe. 1813 brachte Russeneinquartierung ins Deubner-Haus, und da versteckte die Deubnerin alle ihre „Pretiosen“ in ein heimlich verborgenes Gefäß unter der Treppe vor den gierigen Kosakenhänden. 1866 sah das Deubner-Haus sächsische und preussische Einquartierung. 1848 schickte es einen Deubner als Leutnant der Kommunalgarde zum Bürgerkrieg nach Dresden; leider kam der Leutnant nur mit der Hälfte seiner Mannschaft in Dresden an. Interessant ist auch, das Ausbreiten der Sippen zu verfolgen. Ein Beispiel: Im 19. Jahrhundert wanderte ein Deubner aus Schneeberg nach Riga, dessen Nachkommen noch nicht erforscht sind. Im 18. Jahrhundert wanderte ein Wolfgang Konrad Deubner aus dem fränkischen Bimbach nach Riga; von ihm stammen die ältere und die jüngere Rigasche Linie und die russische Deubner-Linie ab. Die russischen Deubner — Deibner genannt — waren durchweg Offiziere im Zarenreiche, wurden von Kaiser Franz III. in den reichsdeutschen erblichen Adelsstand erhoben und führen noch heute das Wappen. Jeder wird in seiner Sippe einzelne Zweige entdecken, die in weite Fernen greifen.

Jeder, der die Geschichte seiner Ahnen erforschen will, muß auch seinen Sippennamen sich zu erklären suchen, was oft gar nicht so einfach ist. Als Hilfsmittel nenne ich: Sippentundliches Namenbuch von Brechenmacher (Verlag Starke, Görlitz). Für den Namen Deubner gibt es 4 Erklärungen. Manche, z. B. Professor Heinze-Castorbis, führen ihn in seiner Schreibweise „Deubner“ auf die sächsischen Orte Deuben zurück und verstehen also die aus Deuben Stammenden darunter. Andere bringen ihn in seiner Schreibweise „Läubner“ mit Taube zusammen und deuten sich den Namen im Sinne von Taubenzüchter. Wieder andere wollen den Ursprung des Namens im Slawischen suchen. Am richtigsten ist wohl die Annahme, daß das Bergmannswort „teufen = tief machen“ bei der Namengebung der Deubner Pate gestanden hat. Viele Deubner waren ja in ganz alter Zeit

Bergleute. Die häufigste und älteste Namensschreibweise ist ja auch Teubner, die man von Teufner herleitet. Durch die verschiedene Namensschreibweise in den alten Akten darf man sich keineswegs irre machen lassen. Jeder kann da bei seinem Forschen ähnliche Erfahrungen sammeln. Die Deubner finden wir als: Deubner, Täubner, Teubner, Däubner, Deumer, Teumer, Theumer, Deummer, Teummer, Deimer usw. Es gab eben früher noch keine einheitliche Schriftsprache, und der Name ward so ins

Kirchenbuch eingetragen, wie er — mundartlich gefärbt — von dem Antragsteller gesprochen wurde. So entstehen kuriose Eintragungen wie diese: ein Johann Christoph Teumer im Wiesen-thal wird getraut, Teumer und seine Kinder werden gebucht als: Teumer, Täumer, Teubner, Täubner.

Auch nach Familientwappen seiner Sippe forsche man. Denn nicht nur Adlige, sondern auch Bürgerliche hatten früher vielfach Wappen. So gibt es auch ein Wappen der Deubner (siehe Bild!). Es hat sich in den Chemnitzer Kirchenakten gefunden auf einem Siegel, das der Pastoraladjunkt Magister Joh. Christian Teubner aus Schneeberg am 17. 2. 1797 unter ein Ehekonjens gedrückt hat.

Zeitgeschichtlich interessant ist noch der Chronikbericht über einen Exulanten Wolff Teubner. Er lautet also: „Wolff Teubner aus dem Bergstädtlein Scheibenberg im Land zu Reichen, ein Borthenwickler, wird zusammen mit Jacob Förstorffer am 6. 9. 1628 Bürger von Dresden, beide um der evangelischen Lehre willen von Praga vertrieben, weil unser gnedigster Churfürst und Herr durch Hans Caspar von Körbik, Herrn Bür-

germeister Johann Hilgern anzeigen lassen, daß sie dieselben in Alten-Dresden oder in den Vorstädten allhier dulden wolte, biß man sehe, wie sie sich verhielten, do sie alsdann wohl in die Stadt könten gelassen werden.“ Also strenge Städteordnung gegen Zu-ziehende in jener Zeit!

So wird die Sippenforschung ein Stück Volksforschung, indem man sie einsetzt in die volkumfassende Geschichte, Literaturgeschichte, Heimatkunde, Rassenkunde und Erbpflege. Dann gewinnt sie neben dem augenblicklichen und Einzelwert Volks- und Zukunftswert. Ich möchte darum die Erzgebirger auffordern, rege Familiengeschichte zu treiben. Die unzähligen Mosaiksteinchen der einzelnen erzgebirgischen Sippen könnten dann gesammelt und zusammengefügt werden zu einer fesselnden erzgebirgischen Siedlungs- und Entwicklungsgeschichte, an der jede Familie ihren Blutsanteil trägt. Wer Anfänger ist im Sippenforschen, wende sich vertrauensvoll an den alterfahrenen Sippenverlag Starke in Görlitz. Forschungsergebnisse trage man in Ahnentafeln ein oder in das praktische „Ahnenhaftlein“ des Verlags Diesterweg, Frankfurt a. M.

Fritz Deubner.



Deubners-Weg in Chemnitz.

DIE ROSENWÄNDELER

Roman von Sophie Klocsch.

(15. Fortsetzung.)

Es kam ein bißchen früh, sie war erst achtzehn Jahre, und es kam noch immer schwerer.

Uwe war außer sich über dieses Geschöpf, das sein Kind sein sollte. Ihm, dem gesunden, blühenden Manne, solch Jammerweien.

Er hatte Stunden, wo er Moiken haßte, weil sie solch Kind geboren. Seine Wohnung schlug er in einem Zimmerchen auf, was lag noch eine Treppe höher, als die Stube, in der sie bis dahin hausten.

Moiken konnte ihn droben hören, wenn er ein und aus ging, und wie sie auf jeden Schritt lauschte!

Es wurde auch nicht anders, als sie wieder herumgehen konnte. Er war nicht unfreundlich gegen sie, aber er hatte andere Dinge im Kopf als die müde blasse Frau. — Sie wollten nun bald wieder wandern. Der März hatte linde Frühlingstage, der Wald sproßte, die Anemonen blühten schon, stare zwitscherten auf den Giebeln der Burg, in einer weichen warmen Nacht wetterleuchtete es fern über den Bergen.

Und die Waldarbeit da bei Weimar, die wartete. Man konnte ebensogut dort hausen an schlimmen Tagen wie auf Tanning.

Es war gar keine Rede davon, daß Moiken mitwandern könnte. Dies Kind in Regen und Wind über die Straßen tragen, wäre Mord gewesen.

Uwe schien es nicht unlieb, daß sie auf der Burg bleiben mußte. „Er“ — wenn er nur „Er“ sagte, meinte er immer den Herrn, „Er hat dich ja für alle Zeit hier zur Verwalterin ernannt. Magst dir einen Knecht und eine Magd halten, irgend ein Paar aus dem Dorf wird gegen frei Quartier und Feuerholz und ein paar Groschen gern heraufziehen. Dann bist nicht allein und hast Hilfe im Haus.“

„Ja, ja.“

„Und ich werd' im Sommer wohl mal kommen und nach dem Rechten sehen. Oder ist dir lieber, ich komm' gar nicht?“

„Was sollen solche Reden?“

„Da könntest ja auch den Maler hier behalten. Ich glaub', es wär' ihm gar nicht unlieb.“ Da brach er ab, ihre Augen warnten ihn.

„Deern, du sollst ja bloß mal wieder lachen. Meinetwegen kannst auch schelten und mich im Haar raufen. Aber du bist wie die Heiligenbilder, die stehen auch so mit den Gesichtern, die sich nicht wandeln können.“

„Ach, Uwe, ich bin keine Heilige. Aber es ist, als läg' mir ein Stein auf dem Herzen, und ich kann ihn nicht heben, und er preßt mir den Atem ab.“

„Das wird schon wieder, wenn es erst warm ist. Zum Herbst bist wieder mein altes Moiken.“

„Das werd' ich nie wieder.“

„Das wär' schlimm.“

Er ging seine Wege und sagte zu Aline: „Das Wurm, das Jammerwurm hat ihr alle Kraft genommen. Daß ihr Weiber gleich verdreht werdet, wenn ihr Kinder kriegt. Dann kludert ihr 'rum und tut so wie die Katzen, die ihr Junges am liebsten in jeden Winkel mitschleppen.“

„Ich hab' noch keine Würmer gehabt,“ lachte sie. „Ich wünsch' sie mir auch nicht, sie sind nur im Wege, solange man noch jung ist. — Wann wollen wir wandern, Uwe?“

„Morgen, wenn es hell wird.“

Da hörte Moiken sie in aller Frühe des nächsten Tages, wie sie unten im Hof sich zum Abmarsch rüsteten. Es war mal wieder kaltes Weiter geworden, Schladerschnee flog durch die Luft und der Wind sang um die Giebel.

Copyright durch Dammert-Pressedienste G. m. b. H., Berlin W. 35.

Von drunten her scholl des toten Spielmanns Wanderlied

„Muß ich auch heute durch Winterschnee reisen,
Steh' mit dem Schicksal auf Stich und auf Hieb —
Irgendwo, irgendwo lachen die Meisen,
Irgendwo, irgendwo wartet mein Lieb.“

Uwes Saß brach über alle vor.

Wie froh war er, daß die Ruhe ein Ende hatte.

Wie froh war er, von ihr und dem Kinde fortzukommen. Der Abschied war bitter gewesen.

Als sie in jäher Angst vor dem Alleinbleiben die Arme um seinen Hals schlang, hatte er sie nur flüchtig geküßt.

„Wenn ich wiedertomm', Deern. Wenn ich wiedertomm'! Na, ich muß machen, daß ich runterkomm', sie warten schon alle auf mich.“

Die Arme sanken ihr nieder, sie ließ ihn gehen ohne ein weiteres Wort.

Dreimal kam er im Laufe des Sommers wieder, wenn ihn die Botschaften des Grafen an Pfarrer und Amtsleute und allerlei Herren auf Thüringer Schlössern in die Nähe von Tanning führten.

Dann blieb er zwei oder drei Tage, war den ersten Tag zärtlich, den zweiten freundlich, den dritten schon ungeduldig, wieder hinauszukommen.

„Den nächsten Sommer schwimm' ich wieder auf der See,“ jagte er, als er im August da war, „und wenn ich nur erst wieder Schiffsplanen unter den Füßen hab' —“ sein Gesicht leuchtete auf.

„Und ich?“

„Bist hier nicht gut dran? Kannst dir Leute nehmen, so viele du willst. Der Graf ist kein Knauer. Kannst fast leben wie die Silberheze vor zweihundert Jahren. Er hat selber einen Karren an dir gefressen. Fragt mich immer, wenn ich zu ihm komm': Na, was macht die Blondine? Halt sie mir gut, Freiheuter.“

„Ich will hier nicht allein bleiben. Ich halt' es hier nicht mehr aus. Darum bin ich nicht fortgegangen von der Insel, daß ich mich in den Bergen begrab'.“

„Dann komm' mit mir. Wir wandern jetzt ins Mansfeldische. Da sind Tausende von Bergarbeitern, die in ihren dunklen Gruben das Lachen verlernt haben, denen wollen wir es wiederbringen.“

„Wandern? Mit dem Kinde?“

Sie waren beide still.

„Willst du es nicht wenigstens ansehen? Noch keinen Blick hast du ihm gegönnt.“

„Ich sah in die Wiege, vorhin, als du draußen warst. Gräßlich. Daß so was leben kann.“

„Es hat schon Haar auf dem Köpchen und so feine Fingerchen.“

Als sie den Ekel in seinem Gesicht sah, verstummte sie. Und war dann wieder allein, lange Wochen.

Nur das Kind war ihre Gesellschaft und die einfachen Leute unten im Hof, die in einer Kammer am Stall hausten und wortlos ihrer Arbeit nachgingen.

So einsam war es auf der Insel nicht gewesen.

So einsam! So todeseinsam!

Sie schaffte in der Burg, sie grub im Gärtchen, sie schleppte Holz aus dem Walde. Nur, daß die Zeit hinging, nur, daß sie abends müde war und einschlief, ohne lange zu denken.

Ja, wenn das Kindchen nicht gewesen wäre, hätte sie mit Uwe gehen können. Aber so — —

Es wäre besser, wenn es nicht groß würde. Wie oft hatte sie selbst gedacht, warum ist der Hennert auf der Welt! Sich

und andern zur Last! Wie kann der Doktor nur sein Herz an dies jämmerliche Wesen hängen.

Jetzt hing sie selber an dem Krüppelchen. Jetzt lachte sie, wenn das Kind lächelte, und wenn es ungeschickt mit den mageren Händchen um sich griff und ihre Wangen streifte, war sie froh. Sie träumte bisweilen, es sei plötzlich stark und gesund geworden, ließe neben ihr her und jauchze wie ein gesundes. Wenn sie dann aufwachte, weinte sie heiße Tränen.

Der September verging, der Oktober. Uwe kam nicht mehr. Und sie wußte nicht, wo ihre Gedanken ihn suchen sollten.



Sie nahm ihr Bündelchen und ging aus der Burg.

Als der November mit Sturm und Nebel um die Burg zing, starb das Kindchen. Ganz schnell, wie ein Licht ausgelöscht, wenn es zu Ende gebrannt ist. Zwei Tage hustete es, mochte nicht mehr trinken, dann lag es leise seufzend noch ein paar Stunden in Moikens Armen, und endlich stand der Atem.

Wie leer es mit einem Male war in Stube und Burg. Wie überflüssig mit einem Male ihr Leben geworden war.

Sie beerdigten es unten im Dorf, und es machte große Mühe, denn der Pfarrer, der es gelaufen und schon damals nach dem Traufstein gefragt hatte, wurde drängender.

Da sagte sie es ihm, trotzig und kurz: „Beil Sie uns nicht trauen wollten, da sind wir so Mann und Frau geworden.“

Darauf gruben sie dem Kindchen das Grab an der Hecke, dicht an der Straße.

„Sei nicht traurig drum,“ flüsterte Moiken, als sie neben dem Hügel stand. „Sei nicht traurig drum, du armes Kleines. Die Hecke ist den ganzen Sommer grün über dir, und die Roifelschen singen drin. Wenn ich fort bin, bist doch nicht ganz allein.“

Sie nahm ihr Bündelchen und ging aus der Burg.

Nun mußte sie Uwe wiederfinden. Nun mußte es endlich wieder gut zwischen ihnen werden. Er mußte mit ihr in die Kirche gehen, und wenn sie von Rechts wegen seinen Namen trug, dann konnte sie auch heim nach Moorstrand oder Dagebüll und konnte da auf ihn warten, wenn er mit dem „Rosentanz“ draußen war.

Heiter war ihr nicht bei den Gedanken, irgend etwas war lahm geworden an ihr, aber es war doch ein Ziel, und das gab ihr Mut, im Herbstschmutz und Sturm ihre Straße zu gehen.

Sie fragte sich von Ort zu Ort.

Ohne Geld war sie nicht. Der Graf hielt seinen Kapitän, der ihm noch zu so vielen andern Dingen gut war, nicht knapp, und Uwe hatte ihr gegeben, ohne zu rechnen.

Aber das Wandern für ein schutzloses Weib!

Das Herbergesuchen am Abend. — Die Fragen, die mißtrauischen Blicke! „Ich gehöre zu den Rosentänzern,“ sagte sie. „Ich war krank, nun geh' ich ihnen nach. Ich muß sie wiederfinden. Mein Mann leitet sie.“

Bisweilen konnte sie mitfahren mit Leuten, die von den Dörfern zur Stadt, aus der Stadt auf die Dörfer fuhren.

„Du mußt weit her sein,“ sagten sie zu ihr, „daß du so fremd redest. Kaum verstehen kann man dich.“ Und sie nickte: „Ich bin daher, wo es keine Berge gibt, wo die See ist und im Winter alles Land zu Wasser wird.“

„Da sei froh, daß du nimmer da bist.“

Ueber Weimar wanderte sie, fragte sich von da Tag für Tag weiter, und traf an einem Abend in einer Schenke auf die Agnete mit ihrem Gespons. Gott sei Dank, doch jemand, der wissen mußte, wo Uwe steckte.

„Du,“ sagte die Agnete und sah sie ganz erschrocken an, „du siehst aber schlecht aus. Mitgenommen hat's dich, das kann ich dir sagen. — Ach, du armes Hascherl, das glaub' ich schon. So allein auf der verfligten Waldburg, und das elende Würmchen! Sei froh, daß es nimmer größer geworden ist. Wär dir nur immer ein Klotz am Bein gewesen. —“

„Hör auf. Ist schon richtig, aber ich kann es nicht hören. Wo Uwe ist, will ich wissen.“

„He, ja, der Uwe. — Du, Friedel,“ sie wandte sich an ihren Gespons, „weißt du, wo er steckt?“

„Ach, was weiß ich. Wart nur, Moiken, der Maler kommt gleich. Er ist die Sommermonate allein seiner Wege gegangen, aber vor acht Tagen hat er sich wieder zu uns gefunden. Wir wandern zusammen auf Halle. Er will weiter nach Dresden oder so wo wieder in die Malkschule gehen. Seit du nicht mitgingst, hat es ihn auch nicht gekreut.“

Eine Stunde später stand der Maler vor ihr. War ebenso erschrocken über ihr Gesicht wie Agnete, sagte es aber nicht so geradeheraus. „Du suchst den Uwe?“ fragte er. „Natürlich, wen sollst sonst suchen. Ja, der ist nicht mehr bei den Rosentänzern. — Ueberhaupt, haben es die beiden dir denn nicht gesagt? Die ganze Geschichte hat ein Ende. — Die Leute wollten nicht mehr recht was davon wissen. Die Pastoren redeten auch gegen uns. Es wär' keine Zeit zu Allotria, sagten sie, und der Uwe selber war auch nicht mehr mit rechter Seele dabei.“

„Wo er steckt, will ich endlich wissen. Ihr redet alle drum 'rum wie die Kack' um den heißen Brei.“

„Na, wieso denn? Ich denk', er ist auf Hamburg.“

„Auf Hamburg? Und läßt mich hier allein?“

„Hat er dir nicht geschrieben? Dann hast wohl seinen Brief verfehlt. — Ja, er soll ja wohl wieder mit dem Herrn fahren, und der hat wohl so plötzlich Nachricht gegeben. Ja, so war es wohl.“ Es kam alles merkwürdig lahm und zögernd heraus.

Moiken nahm die Frau beiseite. „Nun will ich wissen, was das ist. Ihr redet, als traute sich keiner die Wahrheit zu sagen. Da ist noch was dabei, was ihr mir verheimlicht. Nach Hamburg — das kann ja sein. Wenn ihn der Herr ruft, und ich hab' es nicht bekommen, das kann auch sein — also warum seht ihr so komisch immer einer den andern an. 'raus mit der Kack' aus dem Sack.“ Sie sprach sehr mutig, und in ihr war doch zitternde Angst vor dem, was kommen würde.

„Na, wenn du es durchaus wissen willst — er hat sich nicht allein fortgemacht. Die rote Aline ist mit ihm. Ja, Moiken, du mußt dich drein finden, die hat ihn ganz und gar eingewickelt. Ich will es dir sagen, daß du wenigstens nicht lange hinter ihm herrennst — er ist mit ihr in der Kirche gewesen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Eröffnungs-Vorstellung „Wieland der Schmied“ auf den Greifensteinen bei Ehrenfriedersdorf.

Auf den Greifensteinen bei Ehrenfriedersdorf fand, wie die Tagespresse eingehend berichtete, bei der diesjährigen Eröffnung dieser herrlichen Naturbühne eine glänzende Aufführung des prachtvollen Lienhardischen dramatischen Spieles „Wieland der Schmied“ statt. Eine Würdigung der vorbildlichen Darbietung haben wir am Tage nach der Aufführung gebracht. Heute fügen wir dem das bestehende Bild hinzu. Dasselbe zeigt den Schmied mit seinen beiden Brüdern vor



seiner Hütte. Auch ist auf der anschaulichen Aufnahme die Truhe zu sehen, in der der Schmied die den drei Walküren entnommenen Federkleider aufbewahrt. Nur eine Zauberformel vermochte den Deckel der Truhe zu öffnen. Und ihn hat Wieland der Walküre Allwîß verraten. Da ihre Schwestern bei des Kupferschmiedes Brüdern ein hartes Los hatten, machte diese Gebrauch von ihrer Kenntnis, entnahm die Federkleider u. die drei Walküren flogen gen Walhall zurück.

Denn die Elemente hassen das Gebild' von Menschenhand

Von einem Unwetter, wie es seit undenklichen Zeiten nicht zu verzeichnen war, wurde das Erzgebirge am 28. Juni 1935 heimgesucht. Bei tiefer Dunkelheit ging ein wolkenbruchartiger Regen nieder, der von einem furchtbaren Sturm, von grellen Blitzen und derben Donnerschlägen begleitet war. Nur kurze Zeit währte diese Katastrophe, die Schäden aber, die allent-

auf das Straßenpflaster nieder, Ueberspannungen gingen in Fehen. Ganz traurig mutet das Bild an, welches jene Hochwaldbestände bieten, über die das furchtbare Wetter hinwegbrauste. Man trifft Stellen, wo überhaupt kein Baum mehr steht, wo die starken Fichtenstämme förmlich weggefegt wurden. Viele hunderte Fichten hat der Sturm abgebrochen, abgedreht

oder entwurzelt. Man kann beim Anblick dieser Verheerung tatsächlich von einem Fichtenfriedhof sprechen. Vorstehender Bericht schildert hauptsächlich die Verheerungen des Unwetters im oberen Erzgebirge, aber auch im niederen Erzgebirge, in der Umgebung von Chemnitz, ist das gleiche Verwüstungsbild zu sehen. Unser nebenstehendes Bild zeigt ein Haus ohne Dach. Es ist das Werkstättengebäude der Tischlerei



Die Tischlerwerkstatt in Adelsberg, deren Dach abgedeckt wurde.

der Tischlerei

Tausende von Fenster Scheiben wurden von dem Unwetter eingedrückt und teilweise sogar mit dem Rahmen ausgehoben und fortgeschleudert. Traurig sieht es in den Gartenanlagen aus. Die im besten Wachstum begriffenen Pflanzen und Blumen, die Sträucher und Bäumchen hat das Wetter umgeknickt und teilweise vernichtet. Blumenkästen vor den Fenstern und Blumenstöcke wurden in Massen weggeführt und zerschlagen. Viele Gartenhäuser brachen unter der Last niederstürzender Bäume und Aeste zusammen. Der Schaden, der an den Licht-, Telephon- und Telegraphenleitungen entstanden ist, geht ebenfalls ins Ungeheure. Vogenlampen flogen

von Schmidt in Adelsberg bei Chemnitz. Der Tischlermeister befand sich mit seinen Leuten gerade in der im Hinterhaus gelegenen Werkstatt, als der Sturm das gesamte 100 Quadratmeter umfassende Dach abhob und mit solcher Wucht gegen das Borderhaus schleuderte, daß es in zwei Teile brach. Ein Balken durchbrach das Dach des Borderhauses und riß den Essenkopf um, der ebenfalls in die darunter liegende Kammer brach, in der noch vor einer Stunde Kinder geschlafen hatten. Die gesamte aus Fachwerk mit Ziegeln bestehende Borderfront des 1. Stockwerkes des Gebäudes wurde buchstäblich abrasiert.